

Andrew Abbott

Varianten der Unwissenheit

In seiner Abhandlung »Büchlein von seiner und vieler Leute Unwissenheit« antwortete Francesco Petrarca auf vier junge Kritiker, die an einem feuchtföhlichen Abend übereinkamen, dass der Dichter zwar ein hervorragender alter Mann sei, aber doch ein armseliger Gelehrter. Petrarca reagierte mit einer chiastischen Schmähchrift, in der er sich mit glänzendem Sachverstand zu seiner Unwissenheit bekennt, während er seine Gegner wegen ihrer Kleinmütigkeit lobt. Die Unwissenheit ist ein bleibendes humanistisches Thema, denn Petrarca folgten Rabelais, Erasmus von Rotterdam und viele andere nach, die, wie er, auf Juvenal und Horaz, Lukian und Menippus zurückblickten. Die polemische Kürze dieser klassischen Autoren kann ich hier zwar nicht aufbieten, dennoch möchte auch ich die Unwissenheit verstehen. Oder um genauer zu sein, ich möchte das verstehen, was wir als Varianten der Unwissenheit bezeichnen können – denn unser elektronisches Zeitalter bietet die Möglichkeit, so schnell unwissend zu sein wie noch nie, und dies in Bezug auf mehr Sachverhalte und mehr Zusammenhänge als je zuvor. Vielleicht sollten wir uns die Form unserer Unwissenheit sehr sorgfältig aussuchen.

Ich nähere mich dieser Frage, indem ich mir drei Gruppen von Schriften zu einem Thema anschau, für das ich nach Meinung meiner Kollegen Experte bin: die qualifizierten Berufe. In den späten 1980er Jahren veröffentlichte ich ein Buch zu diesem Gegenstand, *The System of Professions*. Mit Magali Larsons *The Rise of Professionalism* (1977) und Eliot Freidsons *Profession of Medicine* (1970) teilt dieses Buch die Ehre, seit seiner Veröffentlichung in der wissenschaftlichen Literatur mehr als eintausend Mal angeführt worden zu sein.¹ Ein Rezensent meinte sogar in einem Rückblick nach 18 Jahren, das Buch habe im Grunde genommen »ein lebendiges akademisches Feld geschlossen. [...] Jeder, der sich vorgenommen hatte, die Berufe zu untersuchen, konnte sich nach der Lektüre kaum noch vorstellen, etwas Neues zu sagen, das [Abbotts] Buch nicht schon behandelt hätte.«²

Selbstverständlich wissen andere Menschen viele Dinge über Berufe, die ich nicht weiß. Millionen von Berufstätigen in aller Welt wissen viele Dinge über ihre Berufe, die ich nicht weiß. Man sollte also die ganze Sache andersherum aufzäumen und einfach sagen, dass ich weniger unwissend bin als andere, was Berufe angeht. Ich weiß vielleicht drei Prozent von dem, was man über sie wissen sollte, während meine Kollegen im Durchschnitt zwei Prozent darüber wissen und eine durchschnittlich intelligente Person ein Prozent.

Ich werde jedoch argumentieren, dass der Unterschied nicht in dem Ausmaß, sondern in der Art von Unwissenheit besteht. Ich untersuche die Formen der Unwissenheit, indem ich die drei Ebenen des eben angesprochenen Wissens über Berufe eingehender betrachte. Zuerst werfe ich einen Blick auf die grundlegende Argumentation meines sogenannten Experten-Buches. Um die »durchschnittlich intelligente Person« zu finden, begeben sich dann zu Wikipedia, wo der Eintrag »professions« mein Buch weder in der Bibliografie aufführt noch anderweitig irgendeine Kenntnis davon verrät. Schließlich beschäftige ich mich mit den wissenschaftlichen Aufsätzen von Kollegen, die mein Buch im Jahr 2008 anführten, analysiere deren Verständnis meiner Argumente und die Art und Weise, in der sie diese Argumente verwenden. Von dieser dreiteiligen Analyse kehre ich zurück zu der Eingangsfrage nach den Formen der Unwissenheit.

Ein System der Berufe

Mein Buch geht davon aus, dass man die Geschichte einzelner Berufe eigentlich nicht schreiben kann, weil das, was mit jedem einzelnen Beruf geschieht, so stark von dem geprägt wird, was in den benachbarten Berufen passiert: Eine berufsinterne Geschichte muss sich entweder an dieser Determinierung aus dem Umfeld neu ausrichten oder sie wird Veränderungen fälschlicherweise internen Ursachen zuschreiben. Die frühere Geschichtsschreibung der Berufe war diesem Zwang ausgewichen, indem sie ignorierte, was an Berufen wirklich wichtig ist – die Arbeit, die sie leisten. Sie rückte die strukturellen Ähnlichkeiten in den Blickpunkt (Zulassungen, ethische Codes usw.), die aber genau deshalb der internen Festlegung unterliegen, weil sie nicht wirklich von Bedeutung sind. Berufe existieren meiner Ansicht nach, weil es sich um Gruppen handelt, die es schaffen, Zuständigkeit und Kontrolle über ein Arbeitsgebiet zu erlangen. Die strukturelle Form, die sie annehmen, wird von der Notwendigkeit einer Zuständigkeitskontrolle bestimmt, nicht umgekehrt.

Diese Verknüpfung mit der Zuständigkeit hat zwei Aspekte. Zunächst einmal ist sie kulturell. Damit meine ich, dass der künftige Beruf sein Arbeitsgebiet festlegen muss. Die von den Berufen behandelten Probleme – Gesundheit, Streitigkeiten, Geldangelegenheiten, Gestaltungen, Traurigkeit usw. – haben keine ihnen innewohnende Gestalt. Die künftigen Berufe müssen sie kulturell etablieren: Korporulenz muss zur Krankheit der Fettsucht werden, Eintönigkeit muss zur Herausforderung für den architektonischen Stil werden usw. Darüber hinaus müssen sie diese etablierten Arbeitsfelder gegen die Konkurrenzversuche anderer künftiger Berufe verteidigen. Gerade durch ein solches Wettbewerbsverhalten – vermittels

der kulturellen Neuetablierung menschlicher Probleme – identifiziert sich eine Tätigkeit als ein Beruf. Eine Liste struktureller Eigenschaften oder vorgegebener Funktionen, die einen Beruf definieren, gibt es nicht. Ein Beruf ist vielmehr jede Beschäftigung, die über diese Art kultureller Aktivität um Arbeit konkurriert. Zu beachten ist auch, dass die kulturelle Formung von Problemen, die der Beruf leistet, nicht bloß eine Angelegenheit der Identifizierung oder der Diagnose ist. Ein Beruf muss auch »Therapien« kreieren, um das Problem zu lösen, sowie ein »Inferenz«-System schaffen, das Diagnose und Therapie miteinander verbindet. All diese Elemente sind dem Wettbewerb durch Berufstätigkeiten aus dem Umfeld unterworfen.

Der zweite Aspekt der Zuständigkeit ist struktureller Art. Um die Kontrolle des Problems zu legitimieren, das er etabliert und gegen Mitbewerber verteidigt hat, muss ein Beruf eine Sozialstruktur schaffen, die ihm seine Wirksamkeit gegenüber entscheidenden Akteuren, nämlich anderen Arbeitnehmern am Arbeitsplatz, der breiten Öffentlichkeit und dem Rechtssystem oder dem Staat, garantiert. Diese Struktur umfasst oft diejenigen Dinge, die gewöhnlich als »Merkmale« von Berufen aufgezählt werden: Zulassung, Ausbildung, ethische Codes usw. Diese Berufsmerkmale können jedoch von Beschäftigungen, die nicht über die kulturelle Konstruktion von Problemen um Arbeit konkurrieren, leicht nachgeahmt werden. Zudem werden sie von Beschäftigungen, die nicht auf diese Weise konkurrieren, oft ignoriert. Berufe können außerdem mit rivalisierenden Beschäftigungen zu einer Vielzahl von Übereinkünften kommen: Sie können zum Beispiel Dominanzhierarchien, geteilte Zuständigkeiten oder eine Differenzierung von Klienten entwickeln.

Das durch die zahlreichen Berufe bedingte Zuständigkeitsproblem führt dazu, dass sich die Berufe untereinander in einem Dauerkonflikt befinden, sodass in einer komplexen Arbeitsteilung überall geschubst und gedrängt wird. Vielfältige Erschütterungen, die von außen auf diese Ökologie des Konflikts einwirken, können die Bedingungen des Konflikts neu gestalten. Technische oder demografische Ereignisse können seine Strukturen beeinflussen oder sogar die Palette von Problemen verändern, die den Ansprüchen auf professionelle Zuständigkeit zugrunde liegen. Der Apparat der kulturellen Konstruktion kann durch intellektuellen Wandel veralten oder erneuert werden. Wechselnde Ideologien können die Macht der existierenden Typen von Konstruktionen dramatisch verändern. (Der Aufstieg der Medikalisierung ist ein Beispiel.) Die Geschichte der Berufe ist im Grunde genommen die Geschichte dieses Ringens, der Erschütterungen, die das System verändern, und aller Schauplätze der Arbeit, die andauernd umgestaltet werden.

Wirkfaktoren, die den Berufen immanent sind, dürfen dem Buch zufolge durchaus eine Rolle spielen. Doch die Rolle, die sie spielen, wird von den ökologischen Voraussetzungen vollständig bestimmt. Dass die britischen Rechtsanwälte des 19. Jahrhunderts ein hochgradig formalisiertes System der Vorbereitungszeit juristischer Fälle hatten, mag zwar sehr »professionell« gewesen sein, aber es war eine wettbewerbsmäßige Katastrophe, als die neue Geschäftswelt des späten 19. Jahrhunderts die juristische Arbeit um ein Hundertfaches vermehrte. Es gab nicht genug Rechtsanwälte, um die Arbeit zu bewältigen, und die Geschäftsleute fanden andere Wege, ihre Streitigkeiten beizulegen. Manchmal ist weniger »Professionalität« eben besser.

Alles in allem konzentriert sich mein Buch auf die fachlich spezialisierte Arbeitsteilung. Die Geschichte einzelner Berufe wird von dieser umfassenderen ökologischen Geschichte des Systems der Berufe beherrscht. Wir sollten deshalb die Geschichte von Schauplätzen oder von Zonen innerhalb dieser Ökologie schreiben und nicht die Geschichte einzelner Berufe und Berufstätigkeiten. Letztere sind nicht der Ort, wo kausale Veränderungen ihren Ausgang nehmen. Da ich viel über Menschen reden werde, denen dieses Argument entgangen ist, muss ich dazu anmerken, dass dieses Argument im Buch keinesfalls verborgen oder implizit ist. Es wird an mehreren Stellen im Text rekapituliert, geht aus dem Kapitelaufbau hervor und ist sogar am seltsamen Buchtitel erkennbar, der einige unvorsichtige Autoren zu der Ansicht verleitet hat, das Buch sei ein Beitrag zum Funktionalismus.

Berufe in »Wikipedia«

Nach dieser kurzen Zusammenfassung meines Buches, das in der wissenschaftlichen Literatur als eine von zwei oder drei maßgeblichen Darstellungen der Berufe gilt, wenden wir uns dem Artikel über Berufe bei Wikipedia zu (gemäß dem Stand vom 10. Dezember 2009). Ich beginne mit den Quellen. Die Literaturhinweise zum Artikel, 28 insgesamt, enthalten nur eine einzige Bezugnahme auf ein Standardwerk zur Soziologie der Berufe – auf das kurze und recht wichtige Buch *Professions and Power* von Terence Johnson aus dem Jahr 1972, das in der Fußnote den (offensichtlichen) Satz »Alle Berufe haben Macht« stützen soll, wobei jedoch von der detaillierten Analyse Johnsons keinerlei Gebrauch gemacht wird (Johnson geht von drei Typen der Kontrolle von Berufstätigkeiten aus, von denen die Professionalität eine ist). Die Hauptquelle (bei 7 von 28 Fußnoten) für diesen Artikel ist ein Buch über *Accounting and Society*,³ das nicht zum Bestand unserer 8,5 Millionen Bände umfassenden Universitätsbibliothek in Chicago gehört, von einem

Buchhalter verfasst und in einer Reihe veröffentlicht wurde, in der Bücher zum Rechnungswesen verlegt werden. (Tatsächlich handelt es sich um ein Lehrbuch für Undergraduates im Rechnungswesen.) Im Großen und Ganzen enthält die Bibliografie kein Buch, das von einem Universitätsverlag veröffentlicht wurde. Es gibt lediglich zwei Verweise auf Fachzeitschriften (*Accounting Historians Journal* und *Theoretical Medicine*), hingegen Verweise auf ein paar Zeitungsartikel (*The Independent*, *The Guardian*), einige Broschüren von Berufsverbänden (Royal College of Pathologists, American Association of Colleges of Pharmacy, American Bar Association), zwei online verfügbare akademische Aufsätze und neben den bereits erwähnten noch zwei weitere Bücher, beides ordentliche, aber unbedeutende Publikationen zu Aspekten des Ärztemonopols.

Diesem Quellenverzeichnis ist eine weitere Bibliografie von fünf nicht zitierten Werken angefügt, nämlich eines von Eliot Freidson (*Professional Powers*), eines von David Sugarman und meinem Schüler Yves Dezalay (*Professional Competition and Professional Power*), sowie drei andere Bücher aus bekannten Universitätsverlagen (Routledge und Transaction). Allerdings gibt es keine Anzeichen dafür, dass diese Bücher – von denen ich zwei sehr gut kenne – den Artikel irgendwie beeinflusst haben. Anmerkungen und Bibliografie entsprechen dem, was ein fortgeschrittener Undergraduate (im Studiengang Rechnungswesen) zusammengetragen hätte, wenn man ihm oder ihr die Aufgabe gestellt hätte, einen Aufsatz über Berufe im Allgemeinen zu verfassen. Eine wirkliche Kenntnis akademischer Studien zu den Berufen ist nicht zu bemerken. Es existiert keine Vorstellung von der jeweiligen Qualität, die unterschiedliche Arten von Quellen haben. Der Text begreift nicht, dass das Buch von Terence Johnson eine soziologische und theoretische Betrachtung zu den Berufen ist und die gleichrangige Verwendung von Artikeln aus dem *Guardian* oder von Lehrbüchern zur Buchhaltung, die ein Buchhalter über die eigene Zunft schreibt, der Vermischung von Äpfeln, Thunfisch und Kräckern gleicht.

Wie die meisten Arbeiten von Undergraduates ist der Artikel ein ernsthafter Versuch, über das hinauszukommen, was dem Verfasser als unreflektierte – oder naive – Sicht auf die Berufe erscheint, und dies zu bewerkstelligen, indem man einige relevante Abstraktionen findet. Der Autor (wie alle Wikipedia-Artikel hat auch dieser mehrere Redakteure, aber es gibt einen deutlichen Hauptautor) verhält sich wie ein guter Aristoteliker. Er unterhält eine Verbindung zur Buchführung, ist sich aber bewusst, dass es noch andere Berufe gibt. Er sucht deshalb nach den Eigenschaften der Gattung, von denen die Buchführung eine Unterart bildet. Er möchte sichergehen, dass die Buchführung als gehobener Beruf durchgeht, und möchte daher keine Konzeption der Berufe verwenden, die Buchhaltung aus-

schließt, ist aber ebenfalls nicht bereit, eine so weitgefaste Konzeption einzusetzen, nach der »Berufe« dann auch einfache Buchhalter einschließen könnten. Dieses Programm teilt der Wikipedia-Artikel nicht nur mit seiner wesentlichen Quelle (Perks 1993), sondern auch mit so gut wie allen Mitgliedern der gehobenen Berufe selbst, denen es bei der Definition von Berufen um die Statusfrage geht und für die sich das Kriterium für eine Theorie infolgedessen danach bestimmt, ob deren Definition von Professionswürdigkeit ihre eigenen Berufe einschließt, während sie eine satte Anzahl anderer Berufe ausschließt.

Der Artikel ist somit die klassische Durchführung dessen, was in der wissenschaftlichen Literatur als »Merkmalskriterium« der Berufe bezeichnet worden ist: Ein Beruf ist jede Art von Beschäftigung, die eine bestimmte Menge von Merkmalen aufweist, nämlich Schulungseinrichtungen, Zulassungen, Prüfungen, ethische Codes usw. Dementsprechend zitiert der Artikel Sydney und Beatrice Webbs Arbeit aus dem Jahr 1917 (wie die Fußnote angibt), die argumentiert, ein Beruf sei »eine Berufung, die auf eine spezialisierte Ausbildung gegründet ist, deren Zweck es ist, interesselose Beratung und Dienstleistung für andere gänzlich unabhängig von der Erwartung weiteren geschäftlichen Gewinns gegen eine direkte und abgeltende Entschädigung bereitzustellen«. In diesem Fall sind die Merkmale die besondere Ausbildung, Beratung, Gebühr für Dienstleistung und fehlendes Geschäftsinteresse. So viel zu den zeitgenössischen amerikanischen Juristen mit ihren Erfolgshonoraren, zu den früheren britischen Barristers [Anwälten vor hohen Gerichten] mit ihren Abendessen an den Inns of Court und zu den professionellen Dienstleistungsfirmen aller Art: Nach dieser Definition gehören sie alle nicht zu den Berufen!

Ein solches Konzept, das sich nicht auf amerikanische Juristen anwenden lässt, ist natürlich sinnlos. Und es stellt sich heraus, dass jede Definition anhand von Merkmalen entweder dieses oder ein ähnliches Problem hat, wie Jahrzehnte der Forschung gezeigt haben. Aus diesem Grund wurde das Merkmalskriterium, das in den 1950er und 1960er Jahren die wissenschaftliche Literatur über Berufe dominierte, 1970 von Freidson als nicht sachgerecht eingeschätzt, 1977 von Larson als historisch kontingent eingestuft und 1988 von mir vollkommen widerlegt.

Dieses Problem zieht sich durch den ganzen Wikipedia-Artikel: Er gräbt durch nachdenkliche, aber amateurhafte Überlegungen Sichtweisen aus, die schon vor Jahrzehnten von Spezialisten in den Sozialwissenschaften als falsch oder unsinnig erkannt wurden. So werden wir auch mit dem bekannten Argument konfrontiert, dass es drei klassische Berufe gab, obwohl Theologie, Medizin und Recht einfach die drei nicht-philosophischen Fakultäten der mittelalterlichen Universitäten waren. Mittelalterliche Heiler, Juristen und sogar Kleriker stammten häufig von

außerhalb dieser Fakultäten und man kann durchaus die Ansicht vertreten, dass das Militär schon vor den Ärzten seine moderne professionelle Gestalt annahm. Wir werden auch mit der berühmten Vorstellung vertraut gemacht, dass die Professionalisierung in einer bestimmten Reihenfolge vor sich geht (grob gesprochen: erst Schulen, dann Zulassungen, dann Prüfungen, dann ethische Codes). Diese Idee wurde 1964 in einem Text von Harold Wilensky (der nicht zitiert wird) untersucht und 1984 und 1991 in Aufsätzen von mir endgültig ad acta gelegt (mit der Begründung, dass sie aus einem Messfehler hervorging).⁴ Wir werden in die Vorstellung eingeweiht, dass Berufe durch Statuten geregelt werden, welche die eigentliche Aufsicht eigenständigen Berufskörperschaften übertragen, etwas, was in der englischsprachigen Welt und im Bereich des Common Law zufälligerweise richtig, aber fast überall sonst uneingeschränkt falsch ist. Der Artikel entwickelt außerdem eine Vorstellung von beruflicher Autonomie, die geradewegs einem Ethiklehrbuch entsprungen sein könnte und jeder Kenntnis der Realitäten in einem modernen Krankenhaus oder einer Datenverarbeitungsfirma entbehrt. Dem Broschüren-text eines Berufsverbandes wird als Fußnote die Binsenweisheit beigegeben, dass Berufe hohes Ansehen haben, obwohl es eine umfangreiche und kontroverse wissenschaftliche Literatur über berufliches Prestige gibt.

Dieses recht konservative Bild der Berufe wird anschließend von einem langen Abschnitt zur geschlechter- und rassebedingten Ungleichheit unterhöhlt, dessen Fußnoten sich auf Zeitungen (und sogar auf das *Jet Magazine*) beziehen. Die reichlich verfügbare wissenschaftliche Literatur zu diesen beiden Themen – dem größten Anteil an der Forschung über Berufe in den letzten 20 Jahren – bleibt unerwähnt. Der Artikel schließt mit einer gewaltigen Liste aller möglichen Merkmale von Berufen, die sich insgesamt auf 21 addieren. Dem Artikel ist nicht bewusst, dass Geoffrey Millerson bereits 1964 gezeigt hat, dass bei einer Vielzahl von Autoren keinerlei Einigkeit dahingehend besteht, welche Merkmale für Berufe wirklich entscheidend sind.⁵

Kurz gesagt, der Wikipedia-Artikel hat ungefähr die Qualität einer guten, aber nicht ausgezeichneten Hausarbeit eines Undergraduate. Er ist über die vorrangige Beschäftigung des Autors mit dem Rechnungswesen hinausgegangen. Er hat versucht, eine allgemeine, abstrakte Definition der Berufe aufzustellen. Er hat ein schwaches Bewusstsein von manchen Problemen, die diese Definitionen mit sich bringen. (Uns wird zum Beispiel die Vorstellung vermittelt, dass Berufe aufsteigen und sich verändern, während der einzige erwähnte Niedergang der des Klerus ist.) Er hat zumindest ein paar Arbeiten aufgespürt, die in der wissenschaftlichen Arbeit über Berufe (Freidson und Dezalay/Sugarman) an vorderster Stelle stehen, obgleich er sie nicht als solche erkennt oder, falls doch, schlicht annimmt, dass

sie kompliziertere Versionen derselben Sachverhalte ausdrücken, die in leichter lesbaren Texten ebenfalls zu finden sind. Das Schema der Quellen, nämlich ein oder zwei Hauptquellen, von denen keine einen zentralen Stellenwert in der Literatur besitzt, ergänzt um eine Vielzahl zufällig ausgewählter Referenzen (15 der 28 Fußnoten basieren auf Internetquellen) ist ganz typisch für die Arbeit heutiger Undergraduates.

Dieser zwar aufrechte, doch laienhafte Charakter setzt sich auf der Debatten-seite, die mit dem Artikel verbunden ist, fort. Viele Kommentare beschäftigen sich damit, »einen Beruf« zu definieren, genau mit der Frage also, die in der wissenschaftlichen Literatur längst abgehakt worden ist. Ein Kommentator sieht wohl, dass ein Großteil der Debattenseite »offenbar von Leuten bestritten wird, die sich dafür starkmachen, dass ihre Tätigkeit als ein Beruf anzusehen ist«. Nachdem er vorsorglich seine Unschuld beteuert hat (»Ich greife *nicht* die Fähigkeiten und die Bedeutung der vorgeschlagenen Berufe an.«), verfällt er allerdings wieder der Fixierung auf Definitionen: »Es muss irgendeinen Weg geben festzustellen, was ein Beruf ist oder auch nicht«. Die wichtigste Tatsache ist hier eigentlich die Sorgfalt, mit der vermieden wird, Anstoß zu erregen, was die Konversation als eine überwiegend sozial anstatt intellektuell geprägte Verständigung kenntlich macht.

Ein weiterer Kommentator (ein Redakteur) vermerkt die Entfernung eines langen Abschnitts zur Hauswirtschaft, den er der Urheberrechtsverletzung und des Verstoßes gegen den NPOV (bei Wikipedia ein Akronym für den »neutralen Standpunkt«) verdächtige, weil er »dafür eintritt, Schritte zu unternehmen, die der Hauswirtschaft dazu verhelfen könnten, als Beruf anerkannt zu werden«. Im weiteren Verlauf der Diskussion wird behauptet, dass das Militär einen Beruf darstelle und zu den klassischen vier (statt drei) zählen solle, was mit Zitaten aus dem *US Army Field Manual Nr. 1* untermauert wird! Die gesamte Diskussion ist von der klaren (und irrigen) Annahme beherrscht, dass es eine nicht-performative Definition von »Beruf« gibt, und sie ist von einer eigenartigen Mischung aus Sorgen um die Neutralität einerseits und dem Gebrauch offenkundig eigenütziger Quellen andererseits bestimmt.

Eine andere Stimme äußert den Vorschlag, man solle einen getrennten Artikel über »Professionalität« einrichten, und hängt die Skizze eines solchen Artikels an. Darauf erwidert jemand, dass dessen Stoff lediglich verdoppeln würde, was in dem Artikel über »professions« bereits gesagt wurde, worauf der ursprüngliche Kommentator (ziemlich idealistisch) antwortet, der Artikel zu den Berufen »ist ein gemischter Haufen aus Informationen zu Berufen und zur Professionalität. Diese wären weitaus effektiver, wenn man sie auseinander sortieren und in zwei getrennte Artikel aufspalten würde. Selbst Arbeitnehmer ohne gehobenen Beruf

könnten und sollten in ihrem Leben idealerweise an der Professionalität festhalten.«

Anschließend entspinnt sich, ausgelöst von einem Naturwissenschaftler, der sich selbst für einen Fachmann hält, eine Debatte darüber, ob alle Berufe eine Regelung und Mitgliedschaft in einem Berufsverband erfordern. In einem plötzlichen Anfall (falscher) legalistischer Orientierung wird ihm beschieden: »Leider verwendest du ›Beruf‹ umgangssprachlich. [...] Naturwissenschaft ist fast immer eine berufliche Tätigkeit, kein Beruf (mit Ausnahme der Medizin, Pharmazie usw. sowie der Ingenieurwissenschaft und bestimmter anderer Disziplinen, je nachdem, wo man lebt). Das Wort ›Beruf‹ ist technisch betrachtet ein vom Staat/der Provinz geregelter Begriff, der nur auf spezielle Gruppen von Menschen angewendet werden kann.«

Nach einem amüsanten Austausch über berufsinterne Absprachen, mit Zitaten von Adam Smith und George Bernard Shaw, endet die Diskussion mit Klagen über die veralteten Zitate zur männlichen Dominanz in den qualifizierten Berufen (die Verweise sind aber nicht nur veraltet, sondern auch hoffnungslos beliebig). Darauf werden verschiedene jüngere Daten herangezogen und weitere Debatten über NPOV, den neutralen Gesichtspunkt, geführt.

Im Ganzen gesehen gleicht diese Unterhaltung nichts so sehr wie einer Unterhaltung bei einem Abendessen, das in einem universitären Rahmen stattfindet. Es ist ein Potpourri aus verschiedenen Interessen, unausgesprochenen moralischen Standpunkten, scharfem – sogar verächtlichem – Geltendmachen von (gewöhnlich unhaltbarer) Autorität und ganz unterschiedlichen Ebenen des eigentlichen Wissens, alles getragen von einem jugendlichen Elan und einer edlen, aber naiven Gesinnung. Die Teilnehmer sind interessiert und neugierig. Sie wissen eine Menge unterschiedlicher Dinge und sind bestrebt, ihre begrenzte Zeit und Kompetenz bestmöglich zu nutzen, um dies noch zu verbessern. Sie haben sich auf eine Art kollektives Forschungsunternehmen verpflichtet.

Dennoch sind sowohl der Artikel als auch die Diskussion im Grunde unwissend. Sie sind ignorant, weil beides, ihr Thema und ihre Annäherung an das Thema, in der wissenschaftlichen Literatur bereits vor 20 Jahren komplett demontiert worden sind. Außerdem sind sie nicht nur ignorant, was den neuesten Stand in der wissenschaftlichen Literatur betrifft, sondern sie sind sich der wissenschaftlichen Literatur insgesamt größtenteils nicht einmal bewusst. Sie haben keine Ahnung, wie sie diese Literatur finden können oder auch nur erkennen können, wenn sie auf sie stoßen. Obwohl man die einschlägige Literatur in einer Bibliothek, die Zugang zum Web of Science, zu JSTOR und zu den *Annual Reviews* hat, mit basalen Nutzerkenntnissen innerhalb von ein oder zwei Stunden finden könnte. Überhaupt

gewinnt man den Eindruck, dass diese Gruppe von Menschen mehr darauf erpicht ist, eine Debatte zu führen, als zu einem Schluss zu kommen – ein weiteres Markenzeichen des Denkens von Undergraduates. Die Entscheidung, was ein Beruf ist und was es heißt, ein *professional* zu sein, ist für sie – wie für die meisten Menschen auf der Welt – eine Debatte über persönliche Identität und nicht ein Problem für die Theorie des Sozialen oder die soziologische Analyse.

Die wissenschaftliche Literatur

Dass ein internationaler Experte für ein Thema die Wikipedia-Seite zu diesem Thema ignorant findet, und zwar nicht nur in Bezug auf seine Arbeit und deren Implikationen, sondern auch mit Blick auf die wissenschaftliche Literatur im Allgemeinen, ist wenig überraschend. Aber was ist mit der wissenschaftlichen Literatur selbst? Weiß sie wirklich so viel mehr als die Amateure? Die ISI-Datenbank für die Sozial- und Geisteswissenschaften weist für das Jahr 2008 109 Artikel aus, die mein Buch angeführt haben, von denen einer (wegen Plagiats) zurückgezogen wurde, einer mein Buch in der Literaturliste aufführte, im Text jedoch nicht zitierte, und zwei in Sprachen geschrieben sind, die ich nicht lese (Kroatisch und Schwedisch), wonach immerhin 105 für meine endgültige Stichprobe übrig bleiben.⁶ Innerhalb der Literatur sind diese Artikel sehr breit gestreut. Sie umfassen 193 Autoren, von denen nur sieben mehr als einmal vorkommen. Die Autoren selbst wiederum sind auf viele Universitäten verteilt: Eine Universität (Montreal) stellt vier Autoren, sechs Universitäten stellen drei Autoren, 21 stellen zwei Autoren und 102 stellen einen Autor. Nur 41 Prozent der Artikel erschienen in US-Zeitschriften, 17 Prozent in englischen Zeitschriften, 13 Prozent in kanadischen und der Rest erschien ziemlich breit gestreut an sonstigen Publikationsorten. Lediglich zwei Zeitschriften (*Human Relations* und *Sociology of Health and Illness*) bringen vier zitierende Artikel, zwei bringen drei (*Journal of Organizational Behavior* und *Social Science and Medicine*), zehn bringen zwei zitierende Artikel und 75 bringen nur einen. Was die Fachgebiete angeht, ist die Einteilung bei ISI nicht eindeutig, deutet aber ebenfalls auf eine breite Streuung hin. Unter den 109 Artikeln gehört bei lediglich 25 die Soziologie zu einem von höchstens drei Gegenstandsgebieten. Eine beträchtliche Anzahl hat allgemeine Themen, doch etwa ein Viertel der Texte beschäftigt sich mit medizinischen Tätigkeiten und ein weiteres Viertel befasst sich mit Tätigkeiten in Business oder Management. Unter den übrigen sind Erörterungen aller Arten von Berufen: Angehörige der Streitkräfte, Juristen, Lehrer, Sozialarbeiter, Informatiker, Architekten, Werbefachleute usw. Kurz gesagt, diese Artikel sind über die gesamte Bandbreite verteilt, gleichgültig ob wir das unter

dem Aspekt der Autoren, der Zeitschriften oder Universitäten, der Fächer oder der Gegenstände betrachten.

Um eine detailliertere Analyse durchzuführen, konsultierte ich die 105 Artikel elektronisch und extrahierte alle Verweise auf meine Arbeit, einschließlich des gesamten Absatzes, in dem diese Verweise auftauchten (oder im Fall der Verweise im Fußnotenformat die entsprechende Anmerkung und den jeweiligen Text).⁷ Dann las ich diese und bewertete die folgenden Eigenschaften:

1. Zentralität des Bezugs auf mich (im Argument des Zitierenden): auf einer Skala von 1 = unwichtig bis 5 = zentral.
2. Zentralität der Sache, mit der ich zitiert werde (in der Argumentation meines Buchs): auf einer Skala von 1 = unwichtig bis 5 = zentral.
3. Ob meine Arbeit mit dem Zitat tatsächlich richtig verstanden wurde: (1) völlig falsch (2) keine Beurteilung möglich, da zu allgemein oder zu trivial (3) substantiell und richtig (4) substantiell und genau richtig.
4. Ob das Zitat für die Sache, zu der es herangezogen wurde, aus meiner Sicht tatsächlich nötig war (ja oder nein).
5. Ob die Bezugnahme auf mich zusammen mit anderen Titeln erschien.
6. Ob die Bezugnahme auf mich bestimmte Seitenangaben machte.

Die ersten beiden Skalen konnte ich nicht wirklich konsequent unterscheiden, denn offenbar haben mich nur einige wenige Autoren an zentraler Stelle mit Aussagen zitiert, die für meine Argumentation selbst nicht zentral waren. Dies geschah meistens dann, wenn ich zitiert wurde, um empirische Behauptungen über bestimmte Berufe zu stützen, die in meinem Buch lediglich als Beispiele vorkamen.

Die Ergebnisse sind ziemlich aufschlussreich. Aus meiner Sicht musste nur etwa ein Viertel dieser 105 Artikel (27) mein Buch tatsächlich zitieren. Von diesen verwendeten knapp weniger als die Hälfte (13) das Werk in ihrer Argumentation an zentraler Stelle und verstanden meine Argumentation in der Sache richtig. Für die restlichen 14 Aufsätze war es ebenfalls sinnvoll, mich zu zitieren. Sie zitierten mich jedoch mit Aussagen, die für ihre Argumentation nicht zentral waren, für meine hingegen schon. Auch dabei handelt es sich um richtige Zitierweisen. Abgesehen von diesen 27 Aufsätzen gab es weitere 20, die meine Argumentation im Grundsatz richtig wiedergaben (4 oder 5 auf der zweiten Skala), die mich damit aber nicht unbedingt zitieren mussten, weil die Aussage im Normalfall allgemein war (z.B. »Berufe konkurrieren«) oder einfach eine Angelegenheit des »Begriffseigentums« (sie glaubten, nicht auf die »Zuständigkeit« von Berufen verweisen zu können, ohne mich anzuführen). Die Häufigkeit von Seitenangaben zu meinem Buch war bei keinem der Artikel in dieser Rubrik höher als in einer anderen. Es gab

24 Artikel mit spezifischen Seitenhinweisen. Ein Drittel davon befand sich in der ersten Gruppe der »Verwender mit zentralem Stellenwert«, ein Drittel gehörte zur Gruppe »notwendiges Zitat ohne zentralen Stellenwert«, ein Drittel befand sich in der Gruppe von Verwendern, die mich zwar richtig wiedergaben, das Zitat jedoch eigentlich nicht benötigten.⁸

Bislang haben wir rund 45 Artikel – etwas weniger als die Hälfte –, die mein Buch zitierten und dies in einem nicht-trivialen Sinne richtig machten. Keiner dieser 45 Artikel gab mein Buch in einer Reihung von Autoren an. Darüber hinaus gaben noch ungefähr 15 weitere Artikel das Buch allein an (ohne weitere Literaturverweise), obwohl der Grund für die Literaturangabe so trivial war wie etwa der Beleg für die völlig allgemeine Behauptung »Berufe kontrollieren die Arbeit«. Insgesamt zitierten also 63 Artikel mein Buch in Einzelanführung; 42 dagegen gaben es in Reihungen an (z.B. »Abbott 1988, Larson 1977, MacDonald 1995«). Die Länge der Liste hat einen Modalwert von drei Angaben, was dem Mittelwert entspricht. Die Reihungen reichten bis zu acht Angaben. Wenn sich Autoren dafür entscheiden, Mehrfachangaben zu machen, dann neigen sie dazu, gleich mehr als zwei Angaben zu machen, so als ob die Trivialität, jemanden wegen eines gemeinhin akzeptierten Sachverhalts wie »Berufe konkurrieren« zu zitieren, dadurch abgemildert würde, dass man viele Namen dafür heranzieht.

12 Verfasser – ungefähr 10 Prozent – führten mich für etwas an, was schlichtweg falsch war. In einem Fall führte augenscheinlich ein Abschreibfehler zu einem Zitat mit Seitenspezifizierung aus meinem Buch, das weder auf der genannten Seite oder, da bin ich ziemlich sicher, irgendwo sonst in dem Buch zu finden ist. Die meisten dieser Fehler entstehen durch nachlässiges Schreiben (z.B. »Die Professionalisierung erklärt, warum Berufe Wissensbestände entwickeln.«) oder aus dem Umstand, dass das Buch nicht gelesen wurde und dann einfach geraten wird, was ich gesagt habe – vermutlich auf der Grundlage der Inhaltsangabe anderer. So glaubten einige, ich sei ein Vertreter der Merkmalstheorie, manche glaubten, ich müsse das Wort »Schließung« [*closure*] gebraucht haben, andere meinten, ich hätte die Spezialisierung innerhalb von Berufstätigkeiten nicht erörtert und so fort.

Zusammenfassend verwendeten etwa 12 Prozent aller Artikel mein Buch in zentraler Argumentation und auch richtig; weitere 13 Prozent verwendeten es zwar nicht an zentraler Stelle, benötigten es aber und zitierten es korrekt; bei ungefähr 20 Prozent war die Angabe nicht unbedingt erforderlich, sie war jedoch zumindest stichhaltig und korrekt, wenn sie erfolgte; 15 bis 20 Prozent führten das Buch unnötiger- und trivialerweise, immerhin aber einzeln an; rund 35 Prozent machten die Angabe unnötiger- und trivialerweise und in einer Reihung (von typischerweise drei oder mehr Angaben); und bei über 10 Prozent war die Angabe unnötig,

belanglos und unrichtig. Das ist besser als bei Wikipedia, aber nicht so viel besser, wie man vielleicht erwartet hätte.⁹

Man muss beachten, dass wir aufgrund meiner Stichprobenauswahl keine Aufsätze sehen, die mein Buch zitiert haben sollten, dies aber nicht taten. Es gibt klare Hinweise darauf, dass solche Aufsätze existieren. Zumindest einer der Aufsätze aus der begutachteten Sammlung unterdrückte die Bezugnahme auf mein Werk vorsätzlich, indem er den beruflichen Wettbewerb, die interne Einteilung, die Konstruktion von Arbeit und »Interaktionen und Beziehungen auf der inter- und intraberuflichen Ebene« in den Mittelpunkt stellte (alles meine zentralen Themen) und diese Fragestellungen Everett Hughes' *The Sociological Eye* (1971) zuschrieb,¹⁰ so als ob sie seitdem nicht mehr diskutiert worden seien. Und was einer sichtbar ausgeführt hat, haben andere zweifellos mit größerem Erfolg vollendet.

Es stimmt natürlich, dass die Begriffe eines Buches – in meinem Fall »Zuständigkeit« – eigentlich nicht mehr zitiert werden müssen, wenn das Buch einen wesentlichen Einfluss gehabt hat. In der Tat habe ich in meinen obigen Skalierungen solche Zitierungen als unnötig eingestuft, deren einziger Zweck darin bestand, das Werk oder den Begriff der Zuständigkeit anzuführen. Die Sozialwissenschaften haben kein Äquivalent für die Zitierweise bei den Historikern, die sagen können: »In den folgenden Absätzen folge ich im Großen und Ganzen den Argumenten von Larson (1977) und Abbott (1988)«. Damit wird ein breiter fachlicher Einfluss angezeigt, ohne ein bestimmtes Zitat vorschreiben zu müssen.

Varianten der Unwissenheit

Ich möchte nun die drei verschiedenen Formen der Unwissenheit spezifizieren, wie sie für diese drei Gruppen des Wissens über Berufe charakteristisch sind, und bezeichne sie als Unwissenheit der Amateure, als Unwissenheit der Fachleute (*professional ignorance*) und Unwissenheit der Experten (*expert ignorance*). Meine Analyse hat schon einige wichtige Dimensionen angedeutet, mit deren Hilfe diese Varianten unterschieden werden können. Die erste ist die Faktenunkenntnis über Berufe. Davon gibt es unzählige: Tatsachen zur Berufspraxis, zur beruflichen Demografie, zur Berufsgeschichte, zu Standesorganisationen, Zulassungen, Prüfungen und so fort. Sie reichen von sehr allgemeinen zu ganz spezifischen Tatsachen. Die zweite Dimension ist die Unkenntnis der über Berufe verfassten Arbeiten, und zwar sowohl solcher Arbeiten, die von Berufsangehörigen selbst stammen, als auch solcher, die von Soziologen, Historikern und anderen darüber geschrieben wurden. Auch davon gibt es unzählige: historische Darstellungen von Dienstleistungsunternehmen, Chroniken von Standesorganisationen, Studien

über einen bestimmten Beruf zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort, Polemiken und Analysen, institutionelle Analysen und Ethnografien. Überdies kommen ganz am Rande noch Erwähnungen von Berufen hinzu, die im Zuge von Arbeiten über andere Themen entstanden. Der dritte Aspekt der Unwissenheit beinhaltet die Kompetenzen, über das soziale Leben nachzudenken. Auch dazu gehören viele: die Gewohnheit, mehrere Hypothesen zu prüfen, die Fähigkeit, zwischen moralischen und empirischen Urteilen zu unterscheiden, der Drang nach Einheit des Wissens und anderen Formen der Genauigkeit, die Kultivierung eines offenen Geistes, die Fähigkeit, andere Argumente anzuhören, und die Fähigkeit, die eigene Theorie genuin neu zu gestalten.

Wie sieht es also mit der Unwissenheit von Amateuren aus – der Unwissenheit, die auch den Autor des Wikipedia-Eintrags auszeichnet? Weil sie wenig darüber wissen, wie man über das soziale Leben nachdenken kann, verfügen sie in der Fülle der Fakten und Literatur über keinen Leitfadern. Sie befinden sich in einem Ruderboot auf hoher See. Sie erkennen, dass irgendetwas nicht stimmt, können aber nicht entscheiden, in welche Richtung sie rudern müssen. Ihr intellektuelles Credo ist – durchaus solide, wenn auch sehr simpel –, dass sie »neutral« sein und »Quellen benutzen« müssen. Fakten und Theorien schwappen andauernd ins Boot und sie müssen es unentwegt ausschöpfen. Unglücklicherweise wissen sie nicht einmal genau, wie sie die Ruder in die Ruderhaltung stecken sollen. Das heißt nicht, dass sie nicht eine ganze Menge wissen. Sie kennen wahrscheinlich hunderte oder tausende von Fakten und Pseudo-Fakten über Berufe, die ich und meine Fachkollegen nicht kennen: die gegenwärtige Anzahl der Anwälte in England; die Art, wie sich Buchhalter bei geschäftlichen Sitzungen verhalten; der Prozentsatz der Hebammen, die Männer sind, etc. Sie sind keineswegs ignorant (zumindest nicht notwendig ignorant), was die Fakten angeht. Ebenso haben sie wahrscheinlich viele Artikel über Berufe gelesen, die meine Kollegen und ich nicht gelesen haben. Ich habe gewiss nie etwas über Afroamerikaner in prestigeträchtigen Berufen im *Jet Magazine* gelesen und auch nicht das Lehrbuch eines Buchhalters über das Rechnungswesen als Beruf oder Ähnliches.

Das heißt, die Unwissenheit der Amateure ist keine bloße Unkenntnis der Fakten oder der Literatur; sie ist die grundsätzliche Unkenntnis, wie es möglich ist, solche Fakten und Literatur in eine Ordnung zu bringen, die dem Ansturm neuer Fakten und Literatur standhalten kann. Das mag auf der Hand liegen – den Amateuren fehlt das Wissen der Spezialisten hinsichtlich Qualität, Genauigkeit und Theorie. Wesentlich ist jedoch, sich klar zu machen, dass dies nicht die Unkenntnis der Fakten und der Literatur beinhalten muss. Amateure können eine Menge über diese Dinge wissen. Sie haben bloß keine Ahnung, wie sie die große Menge ordnen

sollen. Zufällig kennen diejenigen, die am Wikipedia-Artikel über Berufe beteiligt waren, nicht viele Fakten oder Literatur über die Berufe. Sie könnten aber sehr viel mehr wissen und dennoch einen schlechten Wikipedia-Eintrag verfassen.

Die Unwissenheit der Fachleute ist etwas anders. Wir müssen sie noch einmal in Unterarten aufteilen. Viele Fachleute, die mich zitierten, schrieben eigentlich nicht über die Hauptthemen meines Buches. Ihre Verweise auf mich waren eher dekorativ, nicht substantiell. Es könnten Signale sein, dass ein Autor mein Buch gelesen hat (oder weiß, dass er es gelesen haben sollte). Es könnten vorbeugende Maßnahmen sein, falls ich den Aufsatz für eine Veröffentlichung begutachten und über meine fehlende Erwähnung verärgert sein sollte. Es könnte sich dabei um Versuche handeln, vom Image eines Buches zu profitieren, das anerkanntermaßen klassisch ist. Für solche Autoren bestand keine Notwendigkeit, mein Buch zu zitieren, und dass sie es aus einer Vielzahl trivialer Gründe überhaupt taten – oft ohne genauere Idee, was ich darin gesagt hatte und in manchen Fällen sogar irrtümlich –, deutet auf eine ganz besondere Form der Unwissenheit hin. Das ist die Unwissenheit, die Spezialisten gegenüber anderen Spezialgebieten und deren theoretischer Literatur haben. Sie ist – wie die Tatsache des Zitierens erkennen lässt – an die Überzeugung gekoppelt, dass man die wichtigsten theoretischen Werke angrenzender Gebiete kennen *sollte* (oder zumindest so tun sollte). Das heißt, es handelt sich um Autoren, die hoffentlich ihr eigenes Arbeitsgebiet gut kennen und die hoffentlich wissen, dass sie zumindest eine allgemeine Kenntnis benachbarter Gebiete besitzen sollten. Diese »Unkenntnis des Nicht-Spezialgebiets« ist also die erste Version der Unwissenheit von Fachleuten. Sie beinhaltet nicht die Unkenntnis der Kompetenzen sozialen Denkens, sondern vielmehr der benachbarten Fachliteratur. Auf ihrem eigenen empirischen Terrain sind die Fachleute vermutlich gut informiert, was sowohl Fakten wie Literatur angeht.

Eine zweite Version der fachlichen Unwissenheit ist viel beunruhigender. Eine ganze Reihe von Wissenschaftlern führte Untersuchungen durch, mit denen sie die Hauptthese meines Buchs – nämlich dass die Erforschung der Berufe nicht Beruf für Beruf erfolgen, sondern bereichsweise betrieben werden sollte – implizit leugneten. Ich habe solche Artikel nicht zu den oben erwähnten 10 Prozent »falscher« Zitierungen dazugezählt; diese waren falsch hinsichtlich der jeweiligen Idee, wegen der sie mich zitierten, aber nicht falsch im umfassenderen Sinne der allgemeinen These des Buchs. Wenn man aber genau hinschaut, sind 46 der 105 Artikel anhand ihrer Titel, der Abstracts und Inhalte als solche erkennbar, die einzelne Berufe betreffen, und zwar häufig in einem theoretischen Rahmen, der sich an »Merkmale« oder »Professionalisierung« orientiert und von mir entschieden abgelehnt wurde. Bei den meisten dieser Artikel sind die Verweise auf mich trivial,

unnötig oder sogar beides. Solche Unkenntnis hat weniger mit Fakten oder Kompetenzen zu tun als mit der »Ignoranz maßgeblicher Literatur« auf dem Feld, auf dem die Forschung erfolgt. Das ist durchaus besorgniserregend.¹¹

Eine dritte und weniger wichtige Variante der fachlichen Unwissenheit ist die von Verfassern, die mein Buch wegen bestimmter empirischer Analysen anführten, die für das Buch nicht zentral waren, darin aber bequemer aufgefunden werden konnten als in den Quellen, die ich selbst dafür benutzt hatte. Solche Autoren stützten sich auf mich, um auf dem Spezialgebiet, das wir gemeinsam haben, Lücken in ihrem eigenen Faktenwissen zu stopfen. Natürlich wird von Spezialisten eine ungleich bessere Beherrschung der Fakten erwartet als von Amateuren, und deshalb sind die unbekannteren Fakten, deretwegen ich zitiert wurde, zwar reichlich esoterisch, aber vielen Amateuren wahrscheinlich dennoch bekannt, wenn auch auf vollkommen zufälliger Grundlage. Ich werde dies »Unkenntnis im Spezialgebiet« nennen. Eine solche Unwissenheit umfasst nicht so sehr die Kompetenzen sozialen Denkens oder die maßgebliche Literatur auf dem Gebiet, sondern vielmehr einige minder bedeutsame Tatsachendetails außerhalb des unmittelbaren Spezialgebiets eines zitierenden Autors.

Damit haben wir also die drei Varianten der fachlichen Unwissenheit: Unkenntnis des Nicht-Spezialgebiets, Unkenntnis der maßgeblichen Literatur und Unkenntnis im Spezialgebiet. Und was ist mit der Unwissenheit des Autors selbst – der Experten-Unwissenheit? Die Grundlage einer solchen Unwissenheit ist das Gedächtnis. Sobald man eine Theorie zu einem Gebiet erarbeitet hat, wird die eigene Theorie zu dem Mittel, mit dem man jene Tatsachen, Trends und Analysen erinnert, die zu dieser Theorie hinführten. Die eigene Theorie wird sogar zu dem Mittel, mit dem man sich die Topografie der Literatur auf dem Feld einprägt. Man kann es nicht vermeiden, die eigene Theorie auf diese Weise zu verdinglichen, besonders dann nicht, wenn sie mit umfassenderen Mustern im individuellen theoretischen Denken eng verbunden ist. Meine allgemeine Treue zum prozesshaften, ökologischen und dynamischen Denken bezieht das Buch mit ein, das mich in diesen theoretischen Gewohnheiten, die alle meine späteren Theorien ebenfalls getragen haben, im Grunde genommen bestärkt hat.

All das bedeutet, dass meine eigenen Erinnerungen von Tatsachen, Theorien, Strukturen und der Geschichte der Berufe samt und sonders von meiner theoretischen Synthese motiviert werden. Auf diese Art und Weise merke ich mir die Einzelheiten, die sonst längst aus dem Gedächtnis entschwunden wären. Von der Detailfülle meiner eigenen Fußnoten bin ich wirklich überwältigt. Ich habe zumindest an ein Drittel der dort vermerkten speziellen Fakten keinerlei Erinnerung, nicht einmal die Erinnerung, sie irgendwann einmal gekannt zu haben;

manchmal habe ich den Eindruck, das Buch stammt von einem Fremden. Das Hauptargument ist mir heute jedoch klarer vor Augen als zum Zeitpunkt der erstmaligen Niederschrift. Denn 20 Jahre zusätzlicher Reflexion haben es ständig weiter poliert, die rauen Ecken abgeschliffen, oder anders gesagt, sie haben die vielschichtigen Verbindungen, die das Original an die empirische Analyse banden, durch zunehmende Abstraktion gelockert.

Doch eine theoretische Synthese ist genau das: eine theoretische Synthese. Man verwebt Theorien und Tatsachen zu einem strukturierten Ganzen. Soziologie betreiben bedeutet, solche vorläufigen Gewebe herzustellen, nicht starre Ziegel aufzutürmen, die ein riesiges, in die Höhe wachsendes Gebäude tragen. Kette und Schuss in dieser Theorie – die Fakten und Muster, aus denen ich *The System of Professions* wob, sind nach wie vor vorhanden in der Lebenswelt, nur um irgendwann von jemand mit einer anderen Sichtweise neu verwoben zu werden. Gegenüber vielen dieser Tatsachen und Muster bin ich ignorant, weil ich mich hauptsächlich an jene erinnere, die mit meiner Sichtweise zusammenpassen. Ich hatte sehr dicht gewebt; das hatte McKenna gemeint, als er sagte, ich hätte jegliches Leben auf dem Feld erstickt. Man kann jedoch in diesen Artikeln aus dem Jahr 2008 eine gewisse Lockerung, etwas Vergessen und eine vielleicht ganz hilfreiche Unwissenheit erkennen, die einer anderen Synthese den Boden bereiten werden.

Wir sind also alle ignorant, die Wikipedianer, meine Wissenschaftlerkollegen und ich selbst – aber alle auf unterschiedliche Weise. Die Wikipedia-Amateure haben nicht die intellektuellen Kompetenzen, ihre Fakten zu ordnen, obwohl sie zweifellos vieles wissen und ausgesprochen ernsthaft eine Verbesserung des Artikels anstreben. Was die Fachleute angeht, so sind sie in verschiedenen Hinsichten ignorant, einige in einer Weise, die mehr Anlass zu Besorgnis gibt als bei anderen: Viele sind unwissend und nachlässig, was benachbarte Felder betrifft; eine beunruhigend große Zahl entpuppt sich als ignorant im Hinblick auf die wirklichen Implikationen von etwas, das sie zu wissen beanspruchen und in manchen Fällen sehr gut zu kennen glauben; manche benutzen bloß eine Abkürzung, um rascher an die Primärquelle zu gelangen. Was mich angeht, so kenne ich mich bei den Fakten und der Literatur zum Professionalismus zwar sehr gut aus, verwende aber unweigerlich meine eigene Theorie als Mnemotechnik und neige deshalb dazu, mich an diejenigen Tatsachen und Muster zu erinnern, die sie am besten veranschaulichen. In der Tat habe ich die Theorie selbst besser im Gedächtnis als alles andere.

Nicht der Umfang oder die Quantität der Unwissenheit ist von Belang. Von den Dingen, die man über dieses oder irgendein anderes Thema wissen kann, wissen selbst die Klügsten unter uns nur einige. Relevant ist die Qualität. Die Unkenntnis

von Kompetenzen im Denken ist verhängnisvoll. Die Unkenntnis der maßgeblichen Literatur ist fast fatal. Die Unkenntnis der Literatur angrenzender Felder sollte möglichst gering gehalten werden, wird uns aber stets begleiten. Die Unwissenheit der Experten schließlich ist besonders gefährlich, denn sie macht uns unfähig, das Neue zu sehen. Unser eigenes Gedächtnis fängt an, uns am Lernen zu hindern. Der synthetisch arbeitende Wissenschaftler muss kontinuierlich neue Untersuchungen lesen – in einem gewissen Grade wissenschaftliche Literatur, vor allem aber muss er neue Tatsachen zur Kenntnis nehmen. Wir fangen immer erst an zu denken.

Aus dem Englischen von Karin Wördemann

Anmerkungen

¹ Andrew Abbott: *The System of Professions*, Chicago 1988; Magali Larson: *The Rise of Professionalism*, Berkeley 1977; Eliot Freidson: *Profession of Medicine*, New York 1970.

² C. D. McKenna: »The System of Professions. An Essay on the Division of Expert Labor«, in: *Business History Review* 80, 2006, S. 141–144, hier S. 141.

³ R. W. Perks: *Accounting and Society*, London 1993.

⁴ Siehe dazu Harold Wilensky: »The Professionalization of Everyone?«, in: *American Journal of Sociology* 70, 1964, S. 137–158; und Andrew Abbott: »Event Sequence and Event Duration«, in: *Historical Methods* 17, 1984, S. 192–204; sowie ders.: »The Order of Professionalization«, in: *Work and Occupations* 18, 1991, S. 355–384.

⁵ Geoffrey Millerson: *The Qualifying Associations: A Study in Professionalization*, London 1964, S. 6. Es sollte nicht unerwähnt bleiben, dass Perks – die Hauptquelle für den Wikipedia-Artikel – sowohl das Buch von Millerson als auch diejenigen von Larson und mir erwähnt. Er berücksichtigt sogar Millersons Zweifel bezüglich der Merkmale für Berufe, doch all dies findet in dem Wikipedia-Artikel keinerlei Echo. Ebenso wie dieser Artikel fällt allerdings auch Perks in den Merkmals-Ansatz zurück und zieht nicht die Konsequenz, »Beruf« als eine unbrauchbare Kategorie zu behandeln. Bei seinem Buch handelt es sich um eine sehr gedankenreiche Analyse der sozialen Beziehungen im Bereich des Rechnungswesens; allerdings setzt Perks – kaum überraschend für ein Lehrbuch – die Kategorie »Beruf« als selbstverständlich voraus.

⁶ Um die Wiederholbarkeit zu gewährleisten, habe ich die Definition des ISI für »2008« verwendet (das heißt, die Texte sind durch die angegebene Referenzsuchseite als solche des Jahres 2008 ausgewählt), was offenbar bedeutet, dass die Artikel im Jahr 2008 in die Datenbank eingespeist wurden. Ungefähr 15 Prozent von ihnen enthalten in ihren Quellen Daten von 2007. Der Ordnung halber sei erwähnt, dass keiner dieser Aufsätze von mir selbst stammt.

⁷ Zwei oder drei der Artikel waren für mich nicht elektronisch, sondern nur in Fotokopie zugänglich.

⁸ Nahezu ein Viertel der Anführungen gab irgendeine Seite oder einen Seitenbereich an, was mir überraschend hoch erscheint. Denn seit Mitte des 20. Jahrhunderts (als noch etwa zwei Drittel der Anführungen Seitenspezifizierungen enthielten) hat es einen drastischen Rückgang der Seitenangaben gegeben. Siehe Andrew Abbott: »Library Research Infrastructure for Humanistic and Social Scientific Scholarship in America in the Twentieth Century«, in: M. Lamont, C. Camic und N. Gross (Hg.): *Making, Using, and Evaluating Knowledge*, im Erscheinen.

⁹ Diese empirischen Ergebnisse zeigen deutlich, was viele von uns auch schon ohne empirische Daten gesagt haben: Dass die Analyse des wissenschaftlichen Austausches anhand der unkritischen Verwendung von Zitationszahlen idiotisch ist. Die Netzwerk-Analysten – und ISI selbst – beanspruchen viel für die Zitationsanalyse, die normalerweise durchgeführt wird, indem man Datenerhebung und clusterbildende Algorithmen auf unbereinigte Daten anwendet. Wie aber die vorliegenden Daten zeigen, kann man dann, wenn sich ein Experte die Zitationen näher anschaut, sehen, dass sie überhaupt keine Validität theoretischer Konstrukte haben. Wir würden zu Recht den Aufsatz eines Undergraduate durchfallen lassen, der in einer substantiellen Erörterung der Literatur zu Berufen alle 105 dieser Zitierungen verwenden würde. Auch die augenscheinliche Validität ist nicht viel besser. Wegen der optischen Schriftzeichenerkennungsfehler geben nur 80 Prozent der Verweise auf *The System of Professions* in der ISI Datenbank den Buchtitel korrekt wieder, obwohl ihn wahrscheinlich 99 Prozent der Originaltexte richtig geschrieben haben. Ich fand meine 105 Artikel, indem ich »Sy*« als Titel eingab. Zweifellos gibt es noch ähnliche Dinge wie »Sistem Professionals«, die dort gespeichert sind, zusammen mit den vielen Nonsense-Titeln, die wenigstens die ersten beiden Buchstaben richtig hinkamen.

¹⁰ Everett Hughes: *The Sociological Eye*, Chicago 1971.

¹¹ Auf der positiven Seite sollte ich vermerken, dass ganze 26 dieser Aufsätze die Welt eindeutig als interprofessionell und kompetitiv auffassen und damit dem Hauptargument des Buches folgen. Für die Denkmuster, nach denen noch vor 30 Jahren über die Berufe geschrieben wurde, stellt das einen großen Wandel dar, ob dies bei den Autoren nun auf das Buch zurückzuführen ist oder nicht.